

1. Empirische Soziologie

1.1 DER UNTERSCHIED VON SOZIOLOGIE UND SOZIALENTSOCHUNG

Seit einiger Zeit ist in der Soziologie eine mögliche Methodologie der Systemtheorie im Gespräch. Meistens wird diese Frage anhand der Unterscheidungen zwischen Theorie und Empirie oder Theorie und Methode diskutiert.¹ Selten, und falls doch eher ablehnend,² wird dabei auf die Rolle des Formbegriffs eingegangen. Dabei hat Luhmann in der methodologischen Vorbemerkung zu seiner Gesellschaftstheorie zwar sehr allgemein, aber eindeutig zu dieser Frage Stellung bezogen und im selben Zug den Unterscheidungsbegriff der Form in den Mittelpunkt gerückt (Luhmann 1997a: 36-43, insb. 37 f.). Doch kann dieser Begriff eine Methodologie begründen? Und wenn ja, wie? Und wieso gerade Form?³ Um sich diesen Fragen nä-

1 Vgl. Schneider 1991 und Sutter 1997 für Verbindungen von Systemtheorie zur Hermeneutik; Nassehi 1998, Nassehi/Saake 2002 für einen Bezug der Systemtheorie zur qualitativen Sozialforschung und Räwel 2007 für eine allgemeinere Diskussion des empirischen Bezugs der Systemtheorie. Siehe auch die Aufsätze und Kommentare im Themenheft *Systemtheorie und empirische Forschung* der Zeitschrift »Soziale Welt«, Jg. 58 (2007), Heft 3. Der an dieser Stelle vertretenen Position am nächsten kommt Vogd 2005.

2 Siehe zum Beispiel Saake/Nassehi 2007: 245.

3 Was ist eigentlich mit der funktionalen Analyse? Sie wird durch den Formbegriff keinesfalls ersetzt, sondern findet innerhalb einer Methodologie der Form ihren Platz als eine Methode, die die Unterscheidung von Problem und Problemlösung verwendet, um damit funktionale Äquivalente unterscheiden und vergleichen zu können. Siehe zur funktionalen Methode insbesondere Luhmann 1964 und 1984a, S. 83 ff.

hern zu können, gilt es zunächst freizulegen, was bis heute in sozialwissenschaftlichen Überlegungen zur Methodologie systematisch ausgeblendet worden ist. Nur dann wird auch deutlich, was eine soziologische Formtheorie leistet und wozu man sie braucht.

Um diese systematische Ausblendung freilegen zu können, ist vor allem ein Blick auf die Rolle der Kausalität in den Sozialwissenschaften entscheidend. Sie steht gleichsam im Gravitationszentrum dieser Ausblendung. Das wird es erlauben, zwei Dinge zu tun, ohne die unsichtbar bliebe, wie eine Methodologie der Form in die soziologische Forschung eingelagert ist. Das eine ist der *Unterschied* von Soziologie und Sozialforschung, der durch Kausalität praktisch zum Verschwinden gebracht worden ist. Das andere ist die *Unterscheidung* von Theorie und Methode, die durch Kausalität gerade umgekehrt zu einem Graben gemacht worden ist. Die Unterschiede zwischen Soziologie und Sozialforschung werden dadurch unterschätzt, während man die Unterschiede zwischen Theorie und Methode systematisch überschätzt.

Trotz mancher Vorteile einer durch die Trennung von Theorie und Methoden ermöglichten Spezialisierung ist das Resultat dieser Trennung vor allem eine Lagerbildung inklusive des wechselseitigen Vorwurfs, die andere Seite jeweils nur unangemessen zu berücksichtigen. Das ist nicht immer so gewesen. Für die soziologischen Klassiker war die Verschränkung von theoretischer und methodischer Arbeit noch selbstverständlich. Es ging schließlich um die Etablierung des Fachs. Bei allen Unterschieden zwischen den klassischen Positionen, insbesondere von Emile Durkheim, Georg Simmel und Max Weber, trifft man an diesem Punkt wahrscheinlich auf ihre zentrale Gemeinsamkeit: Theorie musste sich Methode nicht erst noch an anderer Stelle besorgen, sondern hat die Methode gleich mitgeliefert. Diese Verschränkung ist wohl ein entscheidender Grund dafür, weshalb man die sogenannten Klassiker noch immer für streitbare, aber eben auch äußerst fruchtbare Theorien hält, die ein schier unerschöpfliches Potential aufweisen und auch im Hinblick auf aktuelle Forschungsfragen noch immer interessante Einblicke liefern können. Aber was hat diesen Zusammenhang von Theorie und Methode aufgebrochen? Man braucht nicht lange, um zu sehen, dass diejenigen Texte, die in der Soziologie als Klassiker gelten, allesamt vor der Entwicklung und Etablierung der Sozialforschung und ihrer Techniken verfasst worden

sind. Vielleicht sollte man also hier nach dem Bruch suchen. Diesen Zusammenhang sieht auch Niklas Luhmann. Er nimmt an, dass die Soziologie als Folge der Einführung empirischer Methoden ein Theoriedesaster erlebt habe (Luhmann 1990a: 410). Zwar habe sie dadurch, wie es dort weiter heißt, ihr Auflöse- und Rekombinationsvermögen erheblich steigern können (stärkere Auflösung durch differenzierte Datenproduktion und zahlreiche Rekombinationsmöglichkeiten durch Methoden der Datenanalyse), aber zugleich auch das bis dahin erreichte Theorieniveau zerstört, ohne adäquaten Ersatz zu schaffen. Doch was könnte ein solcher Ersatz sein?

Es scheint zweifelhaft, ob man mit dieser Frage, die sich zunächst aufdrängt, wirklich weiter kommt. Eine nähere Betrachtung des angezeigten Problems führt womöglich weiter. Nicht die empirischen Methoden selbst sind das Problem, denn sie waren entscheidend für die wissenschaftliche und gesellschaftliche Etablierung der Sozialwissenschaften. Auch die scheinbar fehlende und immer wieder geforderte theoretische Rückbindung empirisch-methodischer Analysen ist es nicht. Das Problem ist vielmehr, dass Soziologie und Sozialforschung als zwei Seiten derselben Medaille begriffen (und gelehrt) werden. Dabei sind die Soziologie auf der einen und die (quantitative und qualitative) Erfassung sozialer Daten auf der anderen Seite vollkommen unabhängig voneinander entstanden.⁴ Auch ihre Entwicklungspfade sind äußerst unterschiedlich. Die Sozialforschung hatte ihren Bezugspunkt von Beginn an

4 Natürlich ist die Soziologie mittlerweile ohne Sozialforschung kaum vorstellbar. Wenn im Folgenden also die Differenz zwischen Soziologie und Sozialforschung herausgearbeitet wird, geschieht das nicht, um irgendwelche Zuständigkeitsbereiche abzustecken, sondern vielmehr weil sich damit etwas deutlich machen lässt, was ansonsten unbeachtet bleibt. Diese Differenz kann sich also auch in ein und derselben Person oder in ein und demselben Text realisiert finden und trennt nicht einfach Gruppen von Forschern oder Texten voneinander. Erstes ist wahrscheinlich sogar der Normalfall. Man kann also beides kennen und mit beidem Arbeiten, auch wenn biographische Zufälle oft zu einer Präferenz für eine der beiden Seiten führen. Letztendlich handelt es sich, und das ist der entscheidende Punkt, um eine *Unterscheidung*, auch wenn hier eher die Unterschiede betont werden.

in der Politik; sie war bis auf wenige Ausnahmen letztlich immer auf sozialpolitische (später dann auch: marktwirtschaftliche) Problemstellungen bezogen, denen sie zum Großteil auch ihre stetige Weiterentwicklung verdankt: bürokratische Verwaltung, Steuererhebung, die soziale Frage, gewerkschaftliche Reformpolitik, Präsidentschaftswahlen oder Wohlfahrtsstaat (vgl. Schnell/Hill/Esser 1989: 3 ff.; Zeisel 1975). Es ging um politische Steuerung und entsprechende Entscheidungshilfen, um *social engineering* (Latour 2007: 72 ff.). Das erklärt auch ihre starke Bindung und ihr unumstößliches Interesse an Kausalität, denn ohne Kausalität ist eine Legitimation politischer Entscheidungen nicht möglich. Erklärungen mussten her, um Wissenschaft politisch relevant werden zu lassen. Die Soziologie hat sich dagegen nicht an der Politik und ihren Problemen, sondern an der Wissenschaft, also an streitbarer, umstrittener, unerhörter Wissensproduktion orientiert. Das sieht man gerade auch den Klassikern an, bei denen es verständlicherweise um die Frage eines eigenen Gegenstands der Soziologie und vor allem um die Bestimmung einer genuin soziologischen Fragestellung ging. Ganz im Gegensatz zur Sozialforschung war ihre Suche von einem gewissen Misstrauen gegenüber Kausalität geprägt. Die Soziologie hat sich seit ihren Anfängen weniger für Kausalität als vielmehr für Probleme der Kontingenz sozialer Ordnung und damit auch für Fragen der sozialen Konditionierung (Bestimmbarkeit) von Unbestimmtheit interessiert. Durkheims Diktum, eine soziale Tatsache nur mit Hilfe anderer sozialer Tatsachen erklären zu können, stellt der von ihm durchaus gesuchten Kausalität letzten Endes Selbstreferenz voran. Max Weber verspricht, gleichsam als Vater der erklärenden Soziologie und getreu dem damaligen Denkstil, zwar eine Bestimmung der Ursachen sozialen Handelns, traut Kausalität aber schon nicht mehr so recht über den Weg. Nicht umsonst stellt er ihr den Wachhund des deutenden Verstehens zur Seite oder mehr noch: er setzt unter der Hand das deutende Verstehen an die Stelle des ursächlichen Erklärens. Bei Georg Simmel wird dieses Misstrauen gegen Kausalität letztlich am deutlichsten. Er markiert es mit dem Begriff der Wechselwirkung und setzt erkennbar auf die Beobachtung unterschiedlicher Verbindungen von Bestimmtheit und Unbestimmtheit.

Wir werden uns diese drei Soziologen etwas genauer anschauen, und zwar aus zwei Gründen: Zum einen handelt es sich um

soziologische Theorieentwürfe, die vor dem methodischen Siegeszug der Sozialforschung gemacht worden sind und zum anderen spielt bei ihnen die Auseinandersetzung mit Kausalität noch eine mehr oder weniger explizite Rolle. Wenn sich die Differenz der Soziologie zur später entstandenen Sozialforschung dort bereits, also gleichsam an den Wurzeln der Suche nach einer genuin soziologischen Problemstellung, ansatzweise belegen lässt, dann sieht man womöglich etwas besser, dass das Wurzelgeflecht der Soziologie mit ihrem Interesse an Sinn, Selbstreferenz, Kontingenz und Unbestimmtheit einerseits und dasjenige der Sozialforschung mit ihrem Sinn und Gespür für kausale Rekonstruktion und Modellierung andererseits, zwar verhakt haben, aber letztlich zwei unterschiedliche Gewächse sind.

Die folgende Suche nach entsprechenden Anhaltspunkten erfolgt nicht in Form einer ausführlichen Exegese. Als weitaus instruktiver erweist sich ein knapper, akribischer und durch den eigenen Problemzuschnitt informierter Blick auf grundlegende Prämissen der klassischen Positionen.

Durkheims Selbstreferenz. Obwohl sich das wissenschaftliche Kausalitätsparadigma des 19. Jahrhunderts zur Zeit der soziologischen Klassiker, also spätestens Anfang des 20. Jahrhunderts, schon längst auf dem Rückzug befand,⁵ sind seine Spuren wohl bei allen

5 Unvermeidlich an dieser Stelle der Verweis auf Bertrand Russell (1912), siehe aber auch Ludwig Wittgenstein (1921, Propositionen 5.134 ff.) und Rudolf Carnap (1928: § 165). Zwar hat in den 1970er Jahren eine »Wiederkehr der Kausalität« (Mario Bunge) stattgefunden, aber nun ist nicht mehr leicht zu leugnen, dass das Anfertigen nomologischer Erklärungen eben nur eine Möglichkeit wissenschaftlichen Arbeitens ist – gerade auch in der Soziologie (vgl. Abbott 2004). Vor dem Hintergrund zentraler Entwicklungen des 20. Jahrhunderts in der Physik (Unbestimmtheitsrelation, Quantenmechanik), der theoretischen Biologie (Jakob von Uexkülls Umwelten) und der Kybernetik (Ross W. Ashby, Heinz von Foerster), scheint es noch nicht einmal die attraktivste zu sein. Siehe zu den naturwissenschaftlichen Schwierigkeiten mit Kausalität Carrier 1992 und auch Elisabeth Ströker (1992), die auf schöne Art und Weise zeigt, wie das klassische Erklärungsmodell eben-

Klassikern mehr oder weniger eindeutig sichtbar.⁶ Durkheim scheint zunächst einmal alles andere als ein zwiespältiges Verhältnis zur Kausalität zu pflegen. Er möchte die Ursachen sozialer/soziologischer Tatbestände ermitteln und sieht darin eine wesentliche Aufgabe der Soziologie. Es geht ihm darum, menschliches Verhalten retrospektiv kausal zu rekonstruieren, um es auf diese Weise einem wissenschaftlichen Rationalismus unterstellen zu können (Durkheim 1895: 87). Das kulminiert in seiner berühmt gewordenen Regel: »Die bestimmende Ursache eines soziologischen Tatbestands muss in sozialen Phänomenen, die ihm zeitlich vorangehen [...] gesucht werden.« (Ebd.: 193) Denkt man dieses Postulat zu Ende, was Durkheim für kurze Momente tut, dann gibt sich die Gesellschaft allerdings als Tatbestand zu erkennen, der sich selbst verur-

dort eher die Funktion der Kompensation erfüllt, und zwar für den Fall, dass das gesicherte Weltbild ins Wanken gerät.

- 6 Dennoch finden sich in keinem Klassiker so eindeutige Bekenntnisse wie bei heutzutage eher unbekannten Soziologen der damaligen Zeit, zum Beispiel bei Gustav Ratzenhofer: »[...] um ihnen [Erfahrungsgesetzen, AK] die wissenschaftliche Qualität beimessen zu können, muß in ihnen das Causalitätsprinzip wirksam sein; ja es verlangt der Positivismus, daß wir bei jeder sociologischen Gesetzmäßigkeit auch die naturgesetzliche Grundlage zu zeigen vermögen, welcher sie entspringt [...].« (Ratzenhofer 1898: 18) Die Kausalitätsgläubigkeit des 19. Jahrhunderts wird auch anschaulich an den Sätzen, mit denen der berühmte Volkswirt Carl Menger in seine »Grundsätze der Volkswirtschaftslehre« einsteigt: »Alle Dinge stehen unter dem Gesetze von Ursache und Wirkung. Dieses grosse Princip hat keine Ausnahme und vergebens würden wir im Bereiche der Empirie nach einem Beispiele von seinem Gegentheile suchen. Die fortschreitende menschliche Entwicklung hat nicht die Tendenz, dies Princip zu erschüttern, sondern vielmehr den Erfolg, dasselbe zu befestigen, die Erkenntnis des Gebiets seiner Geltung immer mehr zu erweitern und die unerschütterte und wachsende Anerkennung desselben ist somit geknüpft an den menschlichen Fortschritt.« (Menger 1871: 1) Kausalität wird hier noch unmittelbar an die Möglichkeit des menschlichen Fortschritts gebunden. Das Schema Kausalität/Fortschritt wurde mit dem Aufkommen der Kybernetik und Systemtheorie nach und nach durch das Schema Kommunikation/Evolution ersetzt.

sacht und die Soziologie erscheint wiederum als ein Tatbestand, der aus dieser Selbstdreferenz ihres Gegenstands »Gesellschaft« Ursachen selegiert, die immer zugleich schon seine Wirkungen sind. Durkheim rettet dieses Kausalitätsproblem durch eine Asymmetrie in der Zeitdimension, die für Kausalität zwingend notwendig ist: Es müssen *vorangehende* Tatbestände sein, die nachfolgende Tatbestände erklären. René König schiebt durch seine Übersetzung noch einen Rettungsversuch in der Sachdimension nach, indem er *fait social* im selben Satz (siehe noch einmal obiges Zitat) einmal mit »soziologischer Tatbestand« und einmal mit »soziales Phänomen« übersetzt. König weist zwar unter Berufung auf Talcott Parsons darauf hin, dass diese verschiedenen Übersetzungen auf die inkonsistente Verwendung von *fait social* selbst zurückzuführen sind (vgl. König 1984: 38 f.), aber in diesem zentralen Satz macht das eben einen großen Unterschied, denn dadurch wird der Eindruck erweckt, dass eine soziologisch konstruierte Aussage (»soziologischer Tatbestand«) durch empirische Fakten (»soziale Phänomene«) erklärt werden muss. So wird daraus ein Argument für die Notwendigkeit der Sozialforschung. Im Original wird man dagegen zu dem Schluss gezwungen, dass es die Selbstdreferenz des Sozialen ist, die vorausgesetzt werden muss, um eine Erklärung anfertigen zu können oder auch: dass sich das Soziale selbst erklärt. Das macht es zu einem Argument für ein genuin soziologisches Vorgehen.

Durkheim hat damit die Idee der Rekursivität des Sozialen vorbereitet. Im Prinzip fehlte dazu nur der Zusatz, dass nicht nur die *faits sociaux antécédents* ein *fait social* erklären, sondern auch die *faits sociaux subséquents*. Durkheim war sich dieser gleichzeitigen Rückwirkung der Wirkung auf die Ursache, für die er einige Beispiele gibt, sehr wohl bewusst (Durkheim 1895: 181 f.). Deshalb brauchte auch er einen Rettungsversuch in der Sachdimension, und zwar durch die Unterscheidung von Funktion und Kausalität (vgl. auch Luhmann 1962). Nur die Bewegungsrichtung von der Ursache zur Wirkung ist Kausalität, in umgekehrter Richtung sollte man, so Durkheim, von Funktion sprechen.

Durkheim hat demnach unter der Hand Selbstdreferenz ins Spiel gebracht, sich aber redlich darum bemüht, dies nicht auffallen zu lassen. Man erblickt bei ihm Rettungsversuche für eine Kausalitätsvorstellung, die man zu jener Zeit, also unter dem Eindruck

ihres wissenschaftlichen Erfolgs im 19. Jahrhundert, nicht nicht haben konnte, wenn man ernst genommen werden wollte. Man erlebt bei ihm aber auch permanent den Einbruch der durch Selbstreferenz eingeführten und durch einen Beobachter bestimmten Unbestimmtheit sozialer Zusammenhänge.

»Fait social« mit »soziologischer Tatbestand« zu übersetzen, bleibt trotzdem ein übersetzungstechnischer Geniestreich, denn es bringt zum Ausdruck, dass die Soziologie als Beobachter mit im Spiel ist und sich deshalb unmöglich herauskürzen kann.⁷ Es verweist auf das notwendige Hin und Her (Oszillation) zwischen empirischem Phänomen und soziologischer Beobachtung und hebt hervor, dass die Soziologie Empirie nicht einfach vorfindet, sondern durch ihre Form der Beobachtung erzeugt. Das ist keine Datenfälschung, sondern notwendige Bedingung für Datenerhebung. Es geht nicht anders. Will man exakt arbeiten, muss man in Rechnung stellen, dass Tatbestände *Tat-bestände* sind und muss dementsprechend dazu übergehen, die Täter mitzumarkieren (vgl. Latour 2007). Das ist auch das Interessante an Georg Simmels Verwendung des Adjektivs »soziologisch«, zum Beispiel, wenn er von »soziologischen Grenzen« spricht (Simmel 1908: 687 ff.) oder allgemein von »soziologischen Formen«. Auf diese Weise werden immer zugleich das Beobachtete und der Beobachter bezeichnet. Auch wenn man begründeterweise daran zweifeln kann, ob Simmel diese Ausdrucksweise mit Bedacht so gewählt hat oder ob er einfach nur die in Bezug auf psychische Phänomene damals schon gängige Gleichsetzung von »psychologisch« und »psychisch« wiederholt, ändert das nichts an der aus heutiger Sicht erzeugten Spannung, die mit dieser Unterscheidung von sozial und soziologisch einher geht und Königs Übersetzung so interessant macht.

Webers Schließung. Max Webers allzu bekannte Definition von Soziologie dient noch immer als wesentliche Rechtfertigung eines kausalen Vorgehens in der Soziologie. Dabei hat die Faszination von Webers Analysen, gerade auch seiner Religionssoziologie, weniger mit einer Spezifikation kausaler Zusammenhänge, die sich

⁷ Die soziologische Vernachlässigung des Beobachters mahnt auch schon Alfred Schütz an, natürlich in Bezug auf Max Weber (Schütz 1932: 15 ff.).

ohne Zweifel immer herauspräparieren lassen, zu tun, sondern mehr noch damit, dass er überzeugende Erzählungen vorgelegt hat.⁸ Keine Frage: Weber hat genau wie Durkheim noch auf Kausalität gesetzt. Das kausale Element seiner Definition von Soziologie lässt sich allerdings auch anders lesen als dies zumeist geschieht (vgl. Esser 1993: 3 ff.). Wenn Weber soziales Handeln deutend verstehen und *dadurch* in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will (Weber 1921: 1), dann begreift er deutendes Verstehen und ursächliches Erklären nicht als zwei voneinander unabhängige Analyseschritte, sondern das deutende Verstehen *ist* das Instrument, das den Ablauf und die Wirkungen sozialen Handelns ursächlich erklärt. Das wird noch deutlicher, wenn er im weiteren Verlauf seine Vorstellung von Erklärung expliziert:

»All dies [diesem Schluss geht unter anderem ein Beispiel des Verstehens der Handlungen eines Holzfällers voran; AK] sind verständliche *Sinnzusammenhänge*, deren Verstehen wir als ein *Erklären* des tatsächlichen Ablaufs des Handelns ansehen. ›Erklären‹ bedeutet also für eine mit dem Sinn des Handelns befaßte Wissenschaft soviel wie: Erfassung des *Sinnzusammenhangs*, in den, seinem subjektiv gemeinten Sinn nach, ein aktuell verständliches Handeln hineingehört.« (Ebd.: 4; Hervorhebungen im Original)

In dem diesem Zitat unmittelbar folgenden Abschnitt zeigt Weber, wie viel Arbeit man letztlich investieren muss, um als Soziologe kausal gültige Zurechnungen zu produzieren. Genau diesem Zweck dienen schließlich die Idealtypen.⁹ Voraussetzung für eine

-
- 8 Das dürfte nur denjenigen als Abwertung seiner beispiellosen Leistung erscheinen, die von einem unmittelbaren Zusammenhang von Kausalität und Wissenschaftlichkeit ausgehen. Letzten Endes sind Erklärungen selbst Erzählungen, nur dass sie nicht Ereignisse, sondern Variablen ordnen: eine Erzählung ist eine geordnete Sequenz von Ereignissen, eine Erklärung eine geordnete Sequenz von Variablen (Abbott 2007: 73).
- 9 Idealtypen sind dann für methodische Zwecke konstruierte, »rationalistische« Sinnformen, die schließlich eine kausale *Zurechnung* auf Störungen vom rationalen Verlauf ermöglichen (Weber 1921: 2 f.). Siehe auch ausführlicher Weber 1904: 178 ff.

kausale Hypothese ist allerdings die verstehende Deutung sozialen Handelns.¹⁰

Aber das ist nur ein interessanter Punkt in diesem Zusammenhang. Ein weiterer aufschlussreicher Aspekt, der erst auf den zweiten Blick sichtbar wird, zeigt, dass Weber die Kontingenz des Sinns, und so gesehen auch das Problem der Bestimmung des Unbestimmten, durchaus im Blick hatte. Schauen wir noch einmal auf seine Idee von Soziologie. Weber weist darin Kausalität durch das deutende Verstehen nicht nur methodisch in die Schranken, sondern durch eine Platzierung der Handlung zwischen Ursache und Wirkung auch theoretisch. Er will einerseits die Ursachen sozialen Handelns und seines Ablaufs und anderseits seine Wirkungen ermitteln. Weber interessieren also die Ursachen, die zum sozialen Handeln führen und die Wirkungen, die von ihm ausgehen. Deshalb tritt auch, wie soeben gezeigt, der Sinnzusammenhang des deutenden Verstehens gleichsam an die Stelle der Kausalität. Handeln unterbricht die unmittelbare Verbindung zwischen Ursache und Wirkung. Das könnte man so darstellen:

Ursachen → soziales Handeln (Ablauf) → Wirkungen

Im Rahmen eines deutenden Verstehens enthält der so bestimmte Sinnzusammenhang daher auch Ursachen und Wirkungen. Sinn verweist auf für Beobachter bestehende und mögliche Ursachen, Wirkungen und Relationen zwischen Ursachen und Wirkungen. Auch deshalb ist Weber in erster Linie an einer Bestimmung des empirisch stets unbestimmten Sinnzusammenhangs interessiert.¹¹ Der Sinnzusammenhang kann also ins Zentrum platziert werden,

-
- ¹⁰ Daran schließt dann auch die Unterscheidung von sinnadäquatem Verhalten und kausaladäquaten Vorgängen an (Weber 1921: 5 f.). Letzteres wird allerdings nicht auf Gesetze gemünzt, sondern auf erfahrungsabhängige Wahrscheinlichkeiten eines gleichartigen Ablaufs. Und der Aspekt der Erfahrung verweist, wie Schütz (1932: 325 ff.) ausführlich dargestellt hat, wiederum auf eine Sinnanalyse des Erlebens.
- ¹¹ Was im Prinzip Alfred Schütz (1932), wenn auch nicht in dieser Terminologie, mithin durch eine explizite Einführung des soziologischen Beobachters in Unterscheidung zu dem in der Sozialwelt Handelnden eindrücklich gezeigt hat.

denn für die Soziologie, so noch einmal Weber selbst, ist »der Sinnzusammenhang des Handelns Objekt der Erfassung« (ebd.: 6; Hervorhebung im Original).

Ursachen ←→ Sinnzusammenhang des Handelns ←→ Wirkungen

Hier wird deutlich, wie schon beim Handlungsbegriff selbst Kausalität im (subjektiven) Sinnzusammenhang steckt, den es entsprechend zu bestimmen gilt. Sobald Weber die Ebene des individuellen Handelns in Richtung sozialer Beziehung verlässt, wird ferner deutlich, dass diese Bestimmung nur *sozial* erfolgen kann. In bestimmter Hinsicht wird Max Weber sogar erst mit der Einführung der sozialen Beziehung entschieden soziologisch (ebd.: 13 f.). Denn ob irgendein Verhalten empirisch als *soziales* Handeln beobachtet wird, ist ohne das soziale Handeln anderer (mindestens: das soziale, also darauf bezogene, Handeln eines Soziologen) nicht bestimmbar. Deshalb ist es doch verwunderlich, wie selten seine »soziale Beziehung« im Vergleich zu seinen Handlungsdefinitionen Erwähnung findet. Vielleicht liegt das aber auch daran, dass sie bei genauerem Hinsehen eine Erklärung im Rahmen des Hempel-Oppenheim-Schemas vollends korrumptiert. Für den Fall einer sozialen Beziehung sieht unser Pfeilschema dann nämlich folgendermaßen aus:

... ↔ soziales Handeln ↔ soziales Handeln ↔ soziales Handeln ↔ ...

Allein durch die in einer sozialen Beziehung permanent gegebene Chance – wie es bei Weber heißt –, dass sinnhaft sozial gehandelt wird und der Minimalbedingung beiderseitigen Handelns aufeinander, folgt, dass man es nur dann mit einer sozialen Beziehung zu tun hat, wenn die Ursache sozialen Handelns das soziale Handeln (anderer) ist und seine Wirkungen ferner darin bestehen, weiteres (eigenes oder fremdes) soziales Handeln auszulösen. Wenn Handeln dadurch sozial wird, dass es »seinem gemeinten Sinn nach auf das *Verhalten* anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist« (ebd.: 1; Hervorhebung von mir, AK), so entsteht eine soziale Beziehung dann, wenn soziales Handeln sich ausschließlich auf soziales Handeln beziehen kann und immer nur daran orientiert ist – wenn es also dazu kommt, dass jegliches Ver-

halten potentiell als soziales Handeln gelesen werden kann. Radikaler als es Weber damals vorschweben konnte, kommt es also bereits hier zur Schließung einer sozialen Beziehung, die auf der Tatsache des beiderseitig aufeinander bezogenen Handelns beruht und Bedingung dafür ist, dass die soziale Beziehung über Offenheit und Geschlossenheit der Beziehung (§10 in Webers Grundbegriffen) selbst disponieren kann. Schließung heißt: eine Beziehung ist dann als solche etabliert, wenn sich soziales Handeln an vorherigem und späterem sozialen Handeln orientiert, wenn es also rekursiv wird. Das könnte man dann in folgende, an Heinz von Foerster orientierte, Darstellung bringen:



Der Witz an dieser Schließung ist, dass Ursachen und Wirkungen in dieser fortlaufenden Sequenz nicht vor Augen liegen, sondern dass es eines Beobachters (der Soziologe sein kann) bedarf, der durch eigenes soziales Handeln Schnitte legt und dadurch bestimmt, welches soziale Handeln als Ursache und welches als Wirkung betrachtet wird. Schließung ist also die Voraussetzung dafür, dass die dadurch erzeugte Unbestimmtheit des Sinnzusammenhangs, und damit auch die Bestimmung entsprechender Ursachen und Wirkungen des Handelns, möglich ist. Interessant daran ist nun nicht, dass man durch Zurechnung auf Ursachen und Wirkungen eine Erklärung stricken kann, sondern wie es möglich ist, dass man all das, also zurechnen, Ursache/Wirkung unterscheiden und erklären, überhaupt kann, ja und ferner überhaupt wollen kann. Deshalb gilt unser Interesse der Rekursivität. Das ist das eigentlich soziologische Rätsel, denn die Erklärungsrätsel werden durch dieses Rätsel erst möglich. Subjektiv gemeinter Sinn läuft dabei stets mit, ist aber keineswegs kongruent mit dem Sinnzusammenhang der sozialen Beziehung. Letztere hat und pflegt ihre eigenen Sinnformen.

Simmels Unbestimmtheit. Georg Simmel war sich des Eigensinns sozialer Formen nur zu bewusst, denn im Gegensatz zu Weber war er von vornherein an Beziehungsmustern, also an genuin sozialen

Formen, interessiert. Sein Vorschlag an die Soziologie bestand darin, sich als eine Methode und Wissenschaft zu verstehen, die die Gesellschaft mit Hilfe der Unterscheidung von Form und Inhalt beobachtet (Simmel 1908: 14 ff.). Dabei gelte das Interesse der Soziologie den *Formen* der Vergesellschaftung und nicht ihren Inhalten, also nicht den individuellen Absichten, Motiven oder Interessen, auch wenn Form und Inhalt nur gemeinsam eine Beschreibung der historisch konkreten Realität der Gesellschaft ermöglichen. Man kann Formen wie Hierarchie, Konkurrenz, Geheimnis, Familie oder Ehe für sich untersuchen, weil individuelle Vorgänge (Inhalte) keine Ursache für Gesellschaft, sondern Teilvergänge der Synthese der Gesellschaft sind (ebd.: 45 f.). Inhalte bilden sich entweder eine Form an oder werden durch eine Form angebildet, wie Simmel es eigentlich formuliert (ebd.: 19 f.). Mit anderen Worten: die Inhalte interessieren nur im Hinblick auf ihre gesellschaftliche Form. Aber was heißt hier Form?

Form entsteht durch Wechselwirkung oder ist mithin selbst diese Wechselwirkung. Simmel benutzt zur Bestimmung von Form so gesehen einen acausalen Kausalitätsbegriff, denn Wechselwirkung erinnert an Kausalität, unterläuft sie aber im selben Augenblick. Im Ereignis der Wechselwirkung ein Hin und Her von Ursache und Wirkung, also eine Auflösung in eine Sequenz zu erblicken, wird dem Begriff nicht gerecht, denn das löst die darin steckende Paradoxie auf, bevor man auf sie aufmerksam geworden ist. Das Problem ist die Gleichzeitigkeit des aufeinander Einwirkens, die es im Augenblick ihres Auftretens unmöglich macht, Ursache und Wirkung zu unterscheiden (vgl. Bunge 1987: 166 ff.). Die soeben gewählte operative Formulierung »im Augenblick ihres Auftretens« ist wichtig, denn anschließend ist es für einen Beobachter immer möglich, Ursachen und Wirkungen zu unterscheiden und entsprechend zuzurechnen. So gesehen ist Wechselwirkung ein von Kant geborgter Verlegenheitsbegriff, ein Platzhalter für Phänomene der Emergenz. Er zeigt an, dass Simmel an einem nicht-kausalen Verständnis von Form gearbeitet hat, ihm zu jener Zeit aber noch die begrifflichen Ressourcen fehlten, die die Eigensinnigkeit dieses Vorgangs auf den Punkt hätten bringen können. Von Kommunikation wird man eben erst vierzig Jahre später sprechen. Dass er diesem emergenten Phänomen und seinen Formen zumindest auf der Spur war, zeigt auch die Figur der bestimmba-

ren Unbestimmtheit, die er als gesellschaftliches *Apriori* in Bezug auf das Individuum formuliert (Simmel 1908: 51): das Nicht-Vergesellschaftet-Sein des Individuums bestimmt die Art seines Vergesellschaftet-Seins. Das ist letztlich eine Formel für die soziale Bestimmbarkeit des unbestimmten Individuums und für den Umstand, dass beide Seiten sich gegenseitig bestimmen und erst so ihre Form gewinnen. Simmel geht also es nicht darum, dass das Individuum aus einem vergesellschafteten und einem nicht-vergesellschafteten Teil besteht, wie er in seinen daran anschließenden Erläuterungen nicht müde wird zu betonen, sondern um nichts geringeres als einer Bestimmung der empirischen Form der Gesellschaft selbst (ebd.: 57).

Diese Hinweise auf Form und Wechselwirkung, die Simmels Misstrauen gegenüber Kausalität und ein Interesse an der sozialen Konditionierung der Differenz von Bestimmtheit und Unbestimmtheit verdeutlichen, runden unsere kurze Inspektion dieser drei Klassiker ab, die den Zweck verfolgt hat nachzuweisen, dass die Soziologie seit ihren Anfängen als wissenschaftliche Disziplin selbst dort, wo Kausalität begrifflich scheinbar noch eine Rolle spielt, auf andere Problemstellungen gesetzt hat. Man könnte diese Darstellung auf alle soziologischen Theorien bis in die Gegenwart ausweiten und damit zeigen, dass diejenigen Abhandlungen, die für gewöhnlich so bezeichnet werden, wenn überhaupt nur zweitrangig auf eine Bestimmung von Ursachen und Wirkungen aus sind. Wenn man nur genau genug hinschaut, gilt das selbst für die Rational Choice-Theorie (vgl. Hedström/Swedberg 1996). Dennoch eignet sie sich offensichtlich auf besondere Weise dazu, entsprechende Kausalitäten zu bestimmen, was aber einfach damit zusammenhängt, dass sie keine genuin soziologische Theorie ist. Das erwähne ich nur deswegen ausdrücklich, weil es mir an dieser Stelle um eine Sensibilisierung für die Eigenheit soziologischer Problemstellungen geht und nicht, weil man keine »fachfremden« Theorien verwenden sollte, was angesichts dessen, was in dieser Untersuchung noch folgt, absurd wäre. Eine wissenschaftliche Disziplin konstituiert sich nicht durch die Namensgebung, sondern durch eine nur ihr eigene, eigentümliche, ja idiosynkratische Problemstellung. Macht man sich die Problemstellung der empirischen Sozialforschung zu eigen, die auf die Frage »warum« abzielt, ist Ra-

tional Choice augenblicklich ohne Zweifel die wirkmächtigste theoretische Orientierung. Problematisiert man soziologisch Selbstreflexion, Schließung und Unbestimmtheit, was eher auf die Frage »wie« hinausläuft, bieten Systemtheorie und Kybernetik interessante Möglichkeiten, was, wie noch gezeigt wird, nicht heißt, dass man sich darauf beschränken muss. Woher eine Theorie kommt ist also vollkommen unwichtig. Wichtig ist nur, ob sie brauchbare Lösungen für bestimmte Problemzuschnitte liefert oder nicht.

1.2 DIE UNTERScheidung VON THEorie UND METHODE

Angesichts dieser Überlegungen zu den Klassikern stellt sich die Frage, wie es eigentlich dazu gekommen ist, dass man Soziologie und Sozialforschung mittlerweile als untrennbare Einheit versteht und dass man sie darüber hinaus, was das eigentlich Fatale ist, in ein Verhältnis von Theorie auf der einen und Methode auf der anderen Seite bringt. Ich habe hier nicht die Absicht, die Geschichten der Sozialforschung und Soziologie neu aufzurollen,¹² aber ein Streiflicht ist diesbezüglich aufschlussreich.

Die ersten Versuche einer Verbindung der noch recht jungen akademischen Soziologie mit einer technisch und politisch bereits professionell betriebenen Sozialforschung lassen sich in den 1920er Jahren in den Vereinigten Staaten beobachten. In jener Phase sahen sich beide in Bezug auf ihre weitere Entwicklung mit unterschiedlichen Schwierigkeiten konfrontiert. Der zu sozialpolitischen Zwecken errichtete, riesige Survey-Apparat, dem die Sozialforschung ihre rasante Weiterentwicklung zu einem großen Teil verdankt, produzierte zwar eine Unmenge von Daten zu Delikten, ausgeübten Berufen, Wahlergebnissen oder Krankheiten, führte aber zu der Frage, wie sich diese selbstproduzierte Flut von Daten in irgendeiner Form ordnen und interpretieren lässt (vgl. Zeisel 1975: 132 ff.). Die Soziologie wiederum sah sich trotz ihres im Vergleich zu Deutschland universitär bereits gefestigten Status noch immer mit (Selbst-)Zweifeln an ihrer Wissenschaftlichkeit konfrontiert (Abbott 1997). Von einem Austausch konnten also beide

¹² Siehe für die Sozialforschung Maus 1973, Schnell/Hill/Esser 1989: 23 ff. und Zeisel 1975; und für die Soziologie insbesondere Lepenies 1997.

Seiten nur profitieren. Für die Sozialforschung war das soziologische Theorieangebot attraktiv, weil es ihre Daten in einem größeren Kontext lesbar machen konnte und die Soziologie zeigte sich von den sich abzeichnenden Möglichkeiten der Quantifizierung und Datenerhebung fasziniert, die ihr womöglich den Nimbus einer echten Wissenschaft verleihen konnten. Vermutlich war es dann dem doch sehr unterschiedlichen Entwicklungstempo von statistischen Analysewerkzeugen auf der einen und Theorieinnovationen auf der anderen Seite geschuldet, dass sich die Hoffnungen auf die Entstehung einer einheitlichen und echten Wissenschaft des Sozialen auf die Sozialforschung konzentrierten. Die Präzision statistisch unterfütterter Kausalmodelle und ihre für politische, ökonomische und massenmediale Zwecke sehr brauchbare Produktion von Erklärungen, führte dann in den 1940er Jahren zu einem Durchmarsch der kausalen Variablenanalyse und einer damit gleichsam technisch erzwungenen individualistischen Ausrichtung der Forschung (Coleman 1986: 1313 ff., Emirbayer/Goodwin 1994: 1416 f.). Ungefähr zwanzig Jahre später, also in den 1960er Jahren, war diese Form der sozialwissenschaftlichen Forschung letztlich als Standardmodell der Soziologie institutionalisiert.¹³ Das wurde zudem durch einen sich damals vollziehenden Generationenwechsel begünstigt, denn in dieser Zeit verschwand langsam die Generation, die noch zwischen Soziologie und den Variablen der Sozialforschung unterscheiden konnte (Abbott 1997: 1162-64).

Seitdem hat die Beziehung zwischen Soziologie und Sozialforschung eine Schlagseite. Die Theoriequalität soziologischer Bemühungen wird an den kausalistischen Theorieanforderungen der Sozialforschung und ihrer Variablen gemessen. Kausalanalytisch nicht erfassbare soziale Phänomene werden zumeist einfach ignoriert. Kommunikation, Wechselwirkung oder Interaktion gelten nun eher als methodisches Ärgernis denn als Art und Weise, wie sich Sozialität abspielt und realisiert (ebd.). So haben sich auch die Fronten verhärtet. Was als Vernunftfehle begonnen hat, ist nun zu einer Hassliebe geworden. Einer scheiternden Ehe ähnlich, hagelt es einerseits laufend Vorwürfe, das man sich wechselseitig zu we-

¹³ An verschiedenen kritischen Beobachtungen dieser Entwicklung hat es schon zu jener Zeit nicht gefehlt. Siehe insbesondere Blumer 1956 und Mills 1959: 50 ff.

nig Beachtung schenkt, aber man findet andererseits immer auch gute Gründe, sich nicht zu trennen: vor allem die gemeinsamen Kinder.

Heutzutage von einer grundlegenden Differenz von Soziologie und Sozialforschung auszugehen, hat durchaus etwas Künstliches an sich. Das mag sein, denn ich habe diesen Unterschied wieder *hergestellt*, um in Erinnerung zu rufen und zu zeigen, dass hier unterschiedliche Forschungsinteressen und Problemstellungen am Werk sind, die nur noch vermengt oder ununterschieden mittransportiert werden. Doch zum Kern des Problems stößt man erst vor, wenn man diesen Zusammenhang im Lichte der Unterscheidung von Theorie und Methode betrachtet und dabei die Rolle der Kausalität im Blick behält. Die Konzentration auf Kausalität in Forschung und Lehre hat nämlich zu einer eigentümlichen und fragwürdigen Zu-rechnung von Theorie auf die Seite der Soziologie und von Methoden auf die Seite der Sozialforschung geführt. Das hat den Akt der Verschmelzung gleichsam vollständig gemacht – denn nun war Soziologie ohne Sozialforschung nicht mehr zu haben. Hier stößt man also letztendlich auf das Moment, das dazu geführt hat, Soziologie immer als empirisch leer und Sozialforschung als theorie-los zu begreifen. Die Abwertung des Unterschieds von Soziologie und Sozialforschung geht einher mit einer extremen Aufwertung des Unterschieds von Theorie und Methoden – und Kausalität war für beides der Schlüssel: »It was this final move to ›causal analysis‹ that created the real abyss between theory and methods.« (Ebd.: 1164) Deswegen mussten wir auch den Spuren des Kausalitätsparadigmas bei Durkheim, Weber und Simmel folgen. Das Theorie-Desaster der Soziologie, von dem Luhmann spricht und das sich auf die allzu weit getriebene Verschmelzung der Soziologie mit der Sozialforschung zurückführen lässt, entspringt einer damit einsetzenden Überschätzung von Kausalität. Seit dem für die Sozialwissenschaften durchaus wichtigen Siegeszug der empirischen Sozialforschung nimmt man nun an, dass Theorie auf der einen und Methode auf der anderen Seite zu bekommen sei.

Es ist in Bezug auf diese Entwicklung bezeichnend, dass sich der Ausdruck »empirische« Sozialforschung etabliert hat, obwohl es eigentlich keinen Grund gibt, nicht auch von empirischer Soziologie zu sprechen. Letzteren Begriff hat René König benutzt, aber mit Sozialforschung gleichgesetzt, um Theorie- und Begriffsbil-

dung zwar für notwendig zu erachten, sie aber in alter kantianischer Manier zu den transzendentalen, nicht-empirischen Verfahren der Soziologie zu rechnen (König 1973a). Man hat Soziologie damit auf Sozialforschung als Methode verpflichtet. Solche Vorstellungen haben der Soziologie ihre Empirie gekostet und den Eindruck erweckt, man müsse ihr qua Sozialforschung Empirie einimpfen. Dabei hat die Soziologie schon immer einen eigenen empirischen Zugang gepflegt, und zwar durch Theoriebildung, die zugleich auch eine Methode bestimmen kann, die es ihr dann erlaubt, empirische Annahmen auf ihre Weise zu plausibilisieren. Das heißt keinesfalls, dass man in der Soziologie keine Interviews führen darf oder auf Feldforschung und statistische Auswertungen verzichten muss – ganz im Gegenteil, auch wenn narrative, formale und vergleichende Verfahren dem theoretisch geforderten Detailreichtum viel eher gerecht werden als die Unterstellung kausaler Verknüpfungen zwischen Variablen (vgl. Kalthoff/Hirschauer/Lindemann 2008). Es bedeutet aber durchaus, dass man das Verhältnis zwischen Soziologie und Sozialforschung wieder offener anlegen muss. Soziologische Theorie steht und fällt nicht mit einer Befragung, Inhaltsanalyse oder Regression. Aber sie kann viel dadurch gewinnen. Und man muss umgekehrt Theorien wie die von Niklas Luhmann, Bruno Latour oder Harrison White nicht zur Grundlage machen oder gar mit überprüfen, wenn man mit Hilfe einer Befragung erklären möchte, warum Partnerschaften scheitern, Menschen zur Aral fahren, obwohl es an der freien Tankstelle billiger ist oder warum die neu gestaltete Mensa noch weniger Zulauf hat als vorher. Auch hier gilt, dass man von soziologischen Theorien durchaus profitieren kann, zum Beispiel durch neue Problemstellungen, Hinzugewinn an Operationalisierungsphantasie oder andersartige Dateninterpretationsmöglichkeiten. Aber man braucht sie für solche Studien eigentlich nicht.

Man kann daher die zumeist normativ vorgetragene Forderung einer strikten Kopplung von zwei auf ihre jeweils eigene Art und Weise fruchtbaren Forschungstraditionen getrost ignorieren. Soziologie und Sozialforschung können ihre jeweilige Stärke nur dann ausspielen, wenn ihr Verhältnis als das einer *losen*, also gerade nicht von vornherein festgelegten (strikten) Kopplung begriffen wird. Es sind zwei unterschiedliche Milieus, die ihre jeweils eigenen Begriffe und Forschungsfragen hervorbringen und meist auch

unterschiedliches Personal anziehen und beherbergen. Das ist evident, auch ohne Erhebung. Ein Blick in die Universitäten genügt (auch wenn der Personalunterschied in Deutschland ausgeprägter ausfallen könnte als in den Vereinigten Staaten). Es hat deshalb keinen Sinn davon auszugehen, dass man es einfach mit zwei Lägern innerhalb desselben Territoriums zu tun hat. Vielmehr handelt es sich um zwei verschiedene Arten Territorien abzustecken. Es sind zwei unterschiedliche Formen, sozialwissenschaftliche Forschung zu betreiben. Das bedeutet, dass sowohl die Soziologie als auch die Sozialforschung ihre jeweils eigenen Theorien und Methoden entwickeln und anwenden.¹⁴ Beide brauchen sowohl Theorie als auch Methode und entwickeln daher auch beides. Sie tun insofern dasselbe, aber jeweils anders. Sie brauchen beide Methoden, um (korrekte) Bedingungen ihrer wissenschaftlichen Praxis bestimmen zu können, und sie brauchen ihre jeweiligen Theorien, um den erforderlichen Gegenstand beziehungsweise ihren Gegenstandsbezug herzustellen (vgl. Luhmann 1990a: 403 ff.). Methoden sind ohnehin weniger ein Garant für empirische Nähe, während Theorien immer nur zu abstrakt und zu wenig empirisch beziehungsweise »praxisorientiert« sind, sondern Methoden sind die von außen, also wissenschaftsextern, fremdartig erscheinenden Kriterien, die so empiriefern wie möglich formuliert sein müssen, um Wissenschaftlichkeit signalisieren und reproduzieren zu können¹⁵, während soziologische Theorien verdeutlichen, dass es um etwas außerhalb der Wissenschaft geht, dass also immerzu ein Bezug auf etwas mitläuft, das die Gesellschaft (in welcher Form auch immer) betrifft.¹⁶

¹⁴ Das schließt es wie gesagt nicht aus, sich bei den Theorien und Methoden des jeweils anderen zu bedienen, sondern ist geradezu eine Voraussetzung für einen gewinnbringenden Bezug.

¹⁵ Siehe dazu bereits Max Weber (1921: 9 f.) in Bezug auf Idealtypen.

¹⁶ Bei Luhmann heißt es in Bezug auf die Systemtheorie, dass die Unterscheidung von System und Umwelt Begriff *und* Realität betreffe (Luhmann 1997a: 29). Ohne Empirie kommt die Systemtheorie also keinesfalls aus, auch wenn Luhmann seine Aufgabe weniger darin sah, selbsterzeugte Daten zu interpretieren. Er konnte sich aber durchaus vorstellen, dass sich mit der Systemtheorie auch im herkömmlichen Sinne empirisch Forschen lässt. Siehe zu diesem Sachverhalt in ande-

Die vorangehenden Überlegungen stellen uns nun vor eine Schwierigkeit. Die Methoden der Sozialforschung sind in unzähligen Lehrbüchern festgehalten.¹⁷ Aber was soll die Methode der Soziologie sein, wenn man die Vorstellung aufgibt, dass es die sogenannten Methoden der empirischen Sozialforschung sind, wie man es in einem Soziologiestudium für gewöhnlich lernt? Die Soziologie lebt in dieser Hinsicht von einem Kurzschluss: Die jeweilige Theorie ist die Methode. Die These ist gewiss extrem zugespitzt formuliert.¹⁸ Eine abgeschwächte Formulierung lautet, dass die Theorie die Methode bestimmt, dass also Theoriearbeit nötig ist, um den methodischen Zugang zu gewinnen. In ihrer starken Form lässt sich die These, so möchte ich behaupten, bei den Klassikern belegen (insbesondere bei Simmel) und gilt mindestens auch für die phänomenologische Soziologie (Schütz 1932), den Sozialbehaviorismus (Mead 1934), die Systemtheorien von Talcott Parsons und Niklas Luhmann und aktuell ausdrücklich für die Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour. In ihrer abgeschwächten Form findet sie sich, um nur die bekannteren Theorien zu nennen, bei der Ethnomethodologie (Garfinkel 1967), der Konversationsanalyse (Sacks

rer Hinsicht auch Nassehi 1998 und außerdem die pointierte Reaktion von Besio/Pronzini 1999.

- ¹⁷ Auch die Theorie der Sozialforschung ist sehr gut dokumentiert. Siehe zum Beispiel Coleman 1990, Esser 1993, Opp 2002 und Stinchcombe 1968. Dass sie hier als Theorien der Sozialforschung sichtbar werden, heißt im Übrigen nicht, dass man dort keine Soziologie vorfindet. Ganz im Gegenteil (eine solche Behauptung wäre mehr als irrwitzig). Es geht weder um eine Kategorisierung von Gruppen oder Forschern noch um ein Qualitätsurteil und auch nicht darum zu erkennen, dass Soziologie und Sozialforschung mittlerweile auf eine recht lange gemeinsame Geschichte zurückblicken. Aber vor dem Hintergrund der oben vorgenommenen Rekonstruktion der Unterscheidung, ist die generelle Ausrichtung dieser Theorien letzten Endes eindeutig von den Möglichkeiten der Sozialforschung diktiert.
- ¹⁸ Aber dennoch ist es in der Soziologie keine unbekannte These. Norbert Elias hat seine Überlegungen zur Frage *Was ist Soziologie?* (1970) unter anderem um dieses Problem herum gebaut und bereits genauso scharf formuliert, »daß die Trennung von Methode und Theorie auf einer Täuschung beruht« (ebd.: 61).

1963, 1995), der Rahmenanalyse (Goffman 1974) und der Netzwerktheorie von Harrison C. White (1992, 2008).

Besondere Evidenz bekommt diese These, wenn man sie (in ihrer schwächeren Form) an einem empirischen Beispiel vorführen kann, von dem man eigentlich erwartet, dass dort gerade das Gegenteil der Fall ist, nämlich die Chicagoer Soziologie der 1920er Jahre um Robert E. Park und William I. Thomas. Die übliche Sichtweise auf diesen berühmten Abschnitt der soziologischen Forschung beläuft sich meist auf die Feststellung, dass dort gar keine theoretischen Innovationen zu finden sind und es sich dabei um eine empirische Schule und ein Paradebeispiel von Sozialforschung handelt, weil dort insbesondere ethnographische Methoden praktiziert und für die Soziologie fruchtbar gemacht worden sind.¹⁹ Andrew Abbotts ausführliche Betrachtung der Chicagoer Schule zeigt hingegen, dass das eine mindestens unvollständige, wenn nicht sogar falsche Darstellung ist (Abbott 1997). In Chicago wurde in erster Linie Soziologie und nicht Sozialforschung betrieben. Im Zentrum stand die Situiertheit sozialer Vorgänge in Zeit und Raum. Das hat zu einer ökologischen Sozialtheorie geführt – zu einer Theorie der räumlichen und temporalen Kontextualisierung. Es wurden dabei unter anderem verschiedene Grade der Kontextualisierung unterschieden, die dann die Methode der Feldforschung mitbestimmt haben und nicht umgekehrt. Nur durch entsprechende Theoriebildung konnte man wissen, dass man Methoden zur Erfassung von *natural histories*, Karrieren und interaktionalen Feldern brauchte.²⁰

¹⁹ Allenfalls werden dort erste Versuche der Verschmelzung zwischen theoretischer Soziologie und empirischer Sozialforschung festgemacht (Maus 1973: 39 f.).

²⁰ Auch Abbott selbst lässt sich von dieser theoretischen Bestimmung zunächst unbestimmter Methoden leiten. Seine Arbeiten zur Methode der Sequenzanalyse (zum Beispiel Abbott 1995b) sind aus seinen theoretischen Überlegungen zur temporalen Ereignisstruktur und Kontextabhängigkeit des Sozialen sowie der Notwendigkeit nicht-kausaler Modellierung hervorgegangen (siehe vor allem Abbott 1988 aber auch 2001b). Abbott liefert in dem oben zitierten Aufsatz zur Chicago School ein weiteres Indiz. In der Diskussion gegenwärtiger kontextualistischer Methoden, die sowohl eine maximale räumliche als auch zeitliche Kontextualität erfassen können, liefert er keine Antwort. Begrün-

Das ist letztendlich auf die Entwicklung einer Vorstellung von sozialer Struktur hinausgegangen, die sich den Problemen der Kontingenz und der empirischen Frage der wechselseitigen Bestimmung von unbestimmten Kontexten widmet:

»[...] implicit in this whole focus on context and contingency was a coherent vision of social structure. The Chicago writers believed in social structure to be a set of temporary stabilities in a process of flux and reciprocal determination. The social world was made up of actors mutually determining each other in ways sometimes deliberate and sometimes quite unforeseen. But the cornerstone of the Chicago vision was location, for location in social time and space channeled the play of reciprocal determination.« (Ebd.: 1157 f.)

Dieses Beispiel der Chicagoer Soziologie stützt nicht nur unsere These, dass die Soziologie ihre Methode über Theoriearbeit gewinnt, sondern sie macht auch deutlich, dass es nicht darum geht, eine Gruppe der Soziologen gegen eine Gruppe der Sozialforscher auszuspielen und abzugrenzen. Es geht ganz im Gegenteil darum, wieder in die Lage versetzt zu werden, Soziologie und Sozialforschung auf der einen und Theorie und Methode auf der anderen Seite als *Unterscheidungen* in Rechnung stellen zu können, die überdies orthogonal zueinander stehen. Das führt zu einer Erweiterung des Forschungspotentials, ohne gleich die Zumutung mitzuliefern, dass man nun immer alle sich daraus ergebenden Möglichkeiten in Betracht ziehen muss. Man kann eben auch nur Soziologie oder nur Sozialforschung betreiben oder auch, nacheinander oder nebeneinander, zwischen diesen beiden Forschungsrichtungen hin- und her springen. Deshalb macht die Ausbildung in beiden Bereichen Sinn – aber es macht keinen Sinn, den einen Bereich als Theorie und den anderen als Methode zu verkaufen.

1.3 METHODOLOGIE UND DAS PROBLEM DER KAUSALITÄT

Wenn davon die Rede ist, dass die Unterscheidung von Theorie und Methode unscharf wird oder gar zusammenbricht, dann läuft

dung: »[It] requires some profound theoretical work.« (Abbott 1997: 1176, Fn. 33)

das nicht auf eine Aufhebung der Differenz von Theorien und Methoden hinaus. Das Argument lautet vielmehr, dass es vielversprechend ist, diese Unterscheidung als *Unterscheidung* zu thematisieren, um neue Problemformeln zu gewinnen, die der Soziologie eine größere method(olog)ische Varianz ermöglichen. Damit erübrigt sich die im vorangehenden Abschnitt gestellte Frage nach einem adäquaten Ersatz für das theoretisch erreichte Niveau der Klassiker. An ihre Stelle tritt die Frage, was soziologische Theorien überhaupt zu solchen macht, so dass es möglich wird zu sehen, wie ein gewisses Theorieniveau aufrechterhalten wird. Folgt man den bisherigen Überlegungen und beobachtet man ferner die Soziologie im Hinblick auf ihren Umgang mit Theoriezuschreibungen, kann die Antwort nur lauten, dass *Theorien nur dann als solche gelten und Einzug in die Systematik der Soziologie erhalten, wenn sie zugleich als Methode gelesen werden können*. Legt man empirisch neben den Klassikern diejenigen Theorien zugrunde, die aktuell unter der Überschrift »soziologische Theorie« geführt und zitiert werden, dann lässt sich wie oben angedeutet zeigen, dass sie Theorie und Methode ganz im Sinne der klassischen Intuition als Unterscheidung in sich aufnehmen, das heißt ihre Theorie zugleich als Methode der Beobachtung empirischer Prozesse anlegen, indem sie gleichsam Injunktionen formulieren, deren Befolgung zu entsprechenden Resultaten führt.²¹ Eine soziologische Theorie wird also dann als Theorie beobachtet, wenn sie als *Methodologie* funktioniert, das heißt Unterscheidungen nicht nur verwendet, um Aussagen über einen Gegenstand zu machen, sondern mit ihnen zugleich (unabhängig davon, ob implizit oder explizit) mitliefert, wie sich diese Beobachtungen erzeugen lassen und wie man vorgehen muss, um sie zu replizieren.

Das ist gar nicht so weit entfernt von dem Theorieverständnis, das man in herkömmlichen methodologischen Abhandlungen der

²¹ Das scheint in den Naturwissenschaften im Übrigen schon immer so gewesen zu sein. Das ist vermutlich auch der Grund dafür, dass Naturwissenschaftler kaum ausdrücklich als solche gekennzeichnete methodologische Überlegungen oder Abhandlungen verfassen. Die »Stärke« der Naturwissenschaften besteht genau darin, den Unterschied von Theorie und Methode nicht zu überschätzen, sondern sie als Unterscheidung zu begreifen.

Sozialforschung vorfindet. Ihre (Meta-)Theorie ist letztendlich nichts anderes als die hypothetisch-deduktive Methode: Eine Theorie ist eine Menge von Gesetzen (nomologische Hypothesen), aus denen mindestens ein weiteres Gesetz abgeleitet wurde (Opp 2002: 36 ff.) – was der methodischen Anweisung gleichkommt: Formuliere und verknüpfe Gesetze so, dass du mindestens ein weiteres Gesetz daraus ableiten kannst. Ob die klassische Methodologie, die sich selbst mit Wissenschaftstheorie identisch setzt, sich selbst auch so beschreiben würde, spielt hier keine Rolle. Wichtig ist vielmehr zu sehen, dass die These, dass eine Theorie selbst zugleich als Methode fungieren kann, nicht nur für die Soziologie, sondern unter Umständen auch für die Sozialforschung gilt, so dass sich hier womöglich eine generalisierbare methodologische Position abzeichnet.

Bislang sind die Klassiker auf ihre Kausalitätsvorstellungen hin geprüft worden, um die Wurzeln der Soziologie von denen der Sozialforschung trennen zu können. Jetzt arbeiten wir an der Unterscheidung zwischen Theorie und Methode und stellen fest, dass die aktuelle Einführung der klassischen sozialwissenschaftlichen Methodologie/Wissenschaftstheorie auf kausale Formulierungen zusätzliche Aufmerksamkeit erfordert, weil sie dafür verantwortlich ist, dass soziologische Theoriebildung und Methoden auseinanderstreben. Während Kausalität die Unterscheidung zwischen Soziologie und Sozialforschung als Identität erscheinen lässt, sorgt sie im Fall der Unterscheidung von Theorie und Methode umgekehrt dafür, dass sie als wechselseitig sich ausschließende Kategorien behandelt werden, inklusive des damit beständig auftretenden Problems, wie die auf diese Weise erzeugte Kluft überbrückt werden kann.

Wie oben bereits diskutiert, hat die Einführung und allmähliche Verfeinerung von empirischen Forschungstechniken zu einer Sichtweise geführt, die eine Anwendung des Prinzips der Kausalität auch für die Soziologie gefordert und durchgesetzt hat (vgl. Abbott 1997). Aus Sicht der kausalen Methode mussten nun soziologische Theorien eine Form haben, die sie im Rahmen der Kausalität und der damit verknüpften Möglichkeiten operationalisierbar und überprüfbar macht. Die Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Methodologie hat damit die Frage sozialer Komplexität (und Kontingenz) einfach unter den Tisch fallen lassen. Sie hat das Pro-

blem der Komplexität erfolgreich invisibilisiert, indem sie auf zwei vom Prinzip der Kausalität abhängige Prämissen gesetzt hat: (1) Zentrale Aufgabe der Methodologie ist die Kritik von Theorien hinsichtlich ihrer Überprüfbarkeit und (2) der essentielle Auftrag der Soziologie ist die Bereitstellung von kausalen Erklärungen respektive Prognosen (vgl. Opp 2002). Das ist freilich auch eine Möglichkeit des Umgangs mit Komplexität. Gegen Vereinfachungen ist nichts einzuwenden, wenn sie dem Problem, hier: Komplexität, angemessen sind und es nicht einfach ignorieren oder verschwinden lassen. Deshalb sind Zweifel angebracht, ob die gewählte Vereinfachungsform der klassischen Methodologie im Hinblick darauf adäquat ist.

Zwei Zweifel dominieren. Der eine Zweifel ist wissenschaftshistorischer und -theoretischer Art. Die kausale Vereinfachung der sozialwissenschaftlichen Methodologie folgt einem cartesischen Muster, das die Wissenschaften des 20. Jahrhunderts längst abgelegt haben. Denn wie Gaston Bachelard im Blick auf den neuen wissenschaftlichen Geist in Mikrophysik und Chemie zeigt, gelingt es einer cartesischen Methode zwar, »die Welt zu *explizieren*, aber sie vermag die Erfahrung nicht zu *komplizieren*, und das wäre die eigentliche Aufgabe *objektiver Forschung*« (Bachelard 1934: 137; Hervorhebungen im Original).²² Der Vorschlag von W. Ross Ashby wie Forschung und Theorie mit dem empirischen auftauchenden Problem der Komplexität umgehen können, ist ebenfalls einfach, aber weitaus angemessener als die Reduktion auf Kausalität. Er spricht von *operational research*, das auf drei Prinzipien ruht (Ashby 1958): Frage nicht warum etwas passiert, sondern beobachte einfach, was passiert; sammle nie mehr Information als für die jeweilige Aufgabe nötig; gehe nie davon aus, dass das System sich nicht ändert.

22 Hier muss ein Verweis auf Bruno Latour und seine Auffassung von Objektivität hinzugefügt werden, weil er deutlich macht, dass gerade in der Relativität des Beobachters die Objektivität liegt und dass letztere überdies im englischen Sinne (*objection*) wörtlich genommen werden muss: Man muss dafür sorgen, dass die Theorie-Methode den Gegenstand nicht verstummen lässt, sondern seine Einwände ernst nehmen und mit aufnehmen kann. Eine nicht-cartesische Methode verkompliziert deshalb die Erfahrung und macht sie *dadurch* objektiv. Vgl. Latour 1988 und 2007.

Das entspricht letztlich der Umstellung von kausalen Warum- und ontologischen Was- auf ontogenetische Wie-Fragen, die nicht nur in den Naturwissenschaften zu beobachten ist (vgl. Stengers 1997: 123 ff.), sondern auch in der Soziologie (Becker 1998: 58 ff., Luhmann 1990b, White 2008: xvii). Die als selbstverständlich geltende Verbindung von Kausalität und Wissenschaftlichkeit wird vor dem Hintergrund dieser hier nur angedeuteten Entwicklungen brüchig und fragwürdig.

Der andere, in diesem Zusammenhang gewichtigere, Zweifel ist empirischer Art. Geht man nämlich von dieser selbst auferlegten Beschränkung der Methodologie auf Kausalität aus, können zahlreiche Theorien, die als solche verwendet, gelehrt und zitiert werden, gar keine Theorien sein – weder Ethnomethodologie noch Diskurs- oder Rahmenanalyse noch die Theorie reflexiver Modernisierung noch System- oder Netzwerktheorie.²³ Dessen ungeachtet behandeln und betrachten Soziologen sie trotzdem als Theorien. Wie kann also die Methodologie, als Beschreibung dessen, was Sozialwissenschaftler tun (vgl. Lazarsfeld 1959, Opp 2002: 10 ff.), mit diesem empirischen Faktum umgehen? Angesichts der kategorialen Trennung von Theorie und Methode fällt ihr jeglicher Umgang damit schwer. Es bleiben jedoch zwei Möglichkeiten. Entweder sie hebt die Beschränkung des Theoriebegriffs auf Kausalhypothesen und Deduktion methodologisch auf oder, und das ist bei einer normativ argumentierenden Wissenschaftstheorie wahrscheinlicher, sie wird Soziologen dafür kritisieren müssen, dass sie die Ergebnisse der methodologischen Forschung ignorieren und sie sodann dazu auffordern, ihr Verhalten zu korrigieren.²⁴ Letzteres würde heißen, dass man entsprechende Theorien kausal rekonstruieren müsste, was ohne Zweifel möglich ist.²⁵ *Jede* Theorie, aber

²³ So zum Beispiel ausdrücklich Esser 2002: 130.

²⁴ Hans-Georg Gadamer (1975: XVII) wundert sich darüber, wie Philosophen überhaupt einen solchen Anspruch formulieren können. Er hält ihn gar für »absurd«.

²⁵ In der Organisationsforschung ist das in den 1960er Jahren mit damals gängigen Formen der Systemtheorie unter dem Titel »Kontingenzttheorie« im Prinzip auch schon versucht worden. Doch der mangelnde Erfolg und ihre spätere empirische Widerlegung (vgl. Türk 1989) zeigen, dass man der Systemtheorie damit womöglich genau das

auch jede Empirie oder Praxis, lässt sich kausal rekonstruieren. Genau das spricht jedoch nicht dafür, sondern vielmehr dagegen, ein solches Vorgehen zum Ausgangspunkt zu machen und dementsprechend Erklärung zum Zweck der Soziologie zu erklären. Das Problem besteht also nicht unbedingt darin, dass sich die soziale Welt nicht mit Hilfe von Kausalgesetzen erklären lässt.²⁶ Die Sozialforschung ist der empirische Beweis, dass es geht. Wenn man überhaupt auf dieser Argumentationslinie verweilen möchte, dann ist es eher umgekehrt: die Kausalanalyse schließt zu viele andere, *gleichzeitig* mitwirkende Kausalitäten aus²⁷ – auch wenn der kritische Rationalismus das mit dem Begriff des Informationsge-

genommen hat, was sie interessant macht, nämlich das In-Rechnungstellen einer permanent mitlaufenden Veränderung und Selbstbestimmung interner Zustände einer Organisation, das damals längst unter Titeln wie informationelle Geschlossenheit und Selbstorganisation bekannt war (vgl. Ashby 1961).

- 26 Wie man dennoch zu Recht immer wieder angemerkt hat, angefangen bei Georg Simmel (1890: 124 ff.). Dort vor allem, aber nicht nur, in Bezug auf Gesetze der Entwicklung. Es sei, so Simmel an dieser Stelle, die empirische und theoretische Unbestimmtheit, die der Bestimmung von Kausalität im Wege stehe.
- 27 Instruktiv dazu liest man bei Michael Schmid, »dass die kausalanalytische Forschungspraxis beständig mit dem Problem zu kämpfen hat, die behaupteten Zusammenhänge nur höchst *unvollständig* erfassen zu können, was den Verdacht nahe legt, dass sie fehlerhaft konzipiert wurden, und überdies mangels theoretischer Vorüberlegungen *nicht wissen kann*, wie sie ihre fehlerhaften Befunde gezielt zu verbessern hätte. Die statt dessen üblichen Ad-hoc-Veränderungen des Hypothesenbestands taugen nur unter unkontrollierbaren Umständen zur Formulierung eines ›progressiven Forschungsprogramms‹ und geben in der Folge offenbar keinen Anlass, die verwendete ›Kausalmethode‹ zu überdenken, die für den bedenklichen Zustand der Forschung verantwortlich zu machen ist« (Schmid 2006: 13, Fn. 19; Hervorhebungen im Original). Schmid plädiert deshalb für mechanistische Erklärungen, bleibt dabei aber dem Kausalitätsparadigma in modifizierter Form treu. Charles Tilly plädiert dagegen eher für den Einsatz exponierter Formalismen, die kausal sein können, *aber nicht müssen* (Tilly 2004b). Auf Tilly kommen wir noch zurück.

halts als Stärke auszulegen versteht. Eine solche Gleichzeitigkeit von Kausalitäten schließt aber, genauso wie die Annahme einer Interdependenz, Kausalität gerade aus. Es geht hier allerdings nicht nur um die gleichzeitige Interdependenz einzelner Variablen, sondern überdies um die Frage, wie man das Verhältnis mehrerer mitwirkender Kausalitäten begreifen soll, die selbst nicht kausal verbunden sein können, weil sie gleichzeitig mitwirken – was eine eindeutige Zurechnung von Ursachen und Wirkungen unmöglich macht (vgl. Maruyama 1963, Weick 1979).

Diese Frage der Selektivität des Ein- und Ausschluss von Kausalität ist kein abstraktes Kuriosum, sondern geradezu typisch für soziale Verhältnisse. Deshalb ist es auch relevant, ob die Soziologie (und nicht die Wissenschaftstheorie) in der Lage ist, darauf eine Antwort zu finden. Das Thema ist nicht, ob Kausalität möglich ist oder nicht, sondern es geht um die Identifikation derjenigen Probleme, die unsere wissenschaftliche Aufmerksamkeit verdienen. Und eben hier findet sich eine Stelle, an der es mehr als interessant wird: gleichzeitige Interdependenz macht die Lage komplex, also selektionsbedürftig und insofern: unbestimmt. Zentrale Begriffe der soziologischen Theorie wie Kommunikation, Sinn, Interaktion oder Intersubjektivität zeigen an, dass man sich dieses Problems bewusst ist und nach Möglichkeiten der Beschreibung von Verhältnissen der Bestimmtheit und Unbestimmtheit sucht. Eine solche Suche stößt auch auf Kausalität als *eine* empirisch beobachtbare Möglichkeit, die Unbestimmtheit der Verhältnisse zu bestimmen, und zwar durch eine Selektion von Ursachen und Wirkungen inklusive ihrer Zurechnung auf bestimmte Elemente (oft Personen oder eben: Akteure). Kausalität bleibt also interessant, aber nicht als theoretisches oder methodisches Konzept, sondern als empirisches Phänomen. Die methodologische Annahme, dass Kausalität die Selektivität (auch noch: nur der Akteure) bestimmt, ist eine viel zu starke Einschränkung der soziologischen Forschungsmöglichkeiten. Kausalität und Akteure sind nur zwei Selektivitätsmuster beziehungsweise nur zwei Formen unter vielen.

Angesichts der Tatsache, dass Kausalannahmen empirisch (auch in der Wissenschaft) immer wieder vorkommen und gerade im Alltag unentbehrlich zu sein scheinen, sich aber stets unzählige Kausalketten plausibilisieren lassen, ohne zugleich letzte Ursachen mit plausibilisieren zu können, ließe sich also mehr gewinnen,

wenn man danach schaut, in welchen Kontexten und mit welchen Methoden Beobachter Kausalitäten konstruieren. Für eine *empirisch* ansetzende Kausaltheorie der Kausalität hieße das allerdings, dass sie autologisch, also selbstreferentiell, gebaut sein müsste. Sie müsste ihre Kausalitätsannahme kausal erklären können. Auch das ist möglich. Aber wenn man dann die damit unweigerlich auftretenden Tautologien und Paradoxien ernst nimmt, hat man längst den Rahmen der klassischen Wissenschaftstheorie verlassen – und mit ihm die damit verbundene Prämisse der Kausalität. Unter diesen Umständen scheint es daher angebracht, eher die wissenschaftstheoretische Beschränkung auf Kausalität fallen zu lassen als eine daran orientierte Korrektur der soziologischen Praxis zu fordern.

Die Systemtheorie, und mit ihr die Formtheorie, die hier noch ausführlich vorgestellt wird, verdienen nicht zuletzt deswegen Beachtung, weil sie mit weitaus schwächeren Voraussetzungen beginnen.²⁸ Die Formtheorie setzt beispielsweise nur noch auf die Beobachtung von Unterscheidungen. Sie tut es nicht deshalb, weil sie Kausalität leugnet, sondern weil es unnötig stark einschränkt, mit Kausalität zu *beginnen*. Sie verschiebt das Problem deshalb auf die letztlich nur empirisch zu klärende Frage, welche Beobachter welche Selektionsmuster (Unterscheidungen) pflegen. Kausalbehauptungen werden dadurch nicht aus-, sondern eingeschlossen, denn es geht nur darum, den Prämissencharakter von Kausalität fallen zu lassen und sich dessen bewusst zu sein, dass Kausalität sich in bestimmten Hinsichten bewährt, aber in vielerlei Hinsichten an ihre Grenzen stößt, und zwar insbesondere in Bezug auf die Komplexität, Verteiltheit, Gleichzeitigkeit und Selbstähnlichkeit sozialer Zusammenhänge. Ein Begriff der Form, der Kommunikation und Kontextualität (und zwar nicht bloß als unabhängige Variable) berücksichtigt, kann auf diese Umstände weitaus flexibler reagieren,

²⁸ Zu den schwächeren Prämissen der Quantenmechanik im Vergleich zur klassischen Physik und den dadurch ermöglichten, erweiterten Geltungsbereich, der den Realitätsbereich der klassischen Physik einschließt, siehe Mittelstaedt (2000: 66 f.). Latours Begriff der Infrasprache zielt auf dasselbe ab: eine Theorie-Methode so zu formulieren, dass sie nicht schon vorbestimmt, woraus das Soziale besteht und wie es sich versammelt und stabilisiert (Latour 1996, 2007).

auch wenn man dann auf Erklärungen im herkömmlichen (also kausalen) Sinne und erst recht auf Prognosen verzichten muss.²⁹

Wie bei jeder Theorie, die ohne Kausalitätsannahmen startet, verändert sich bei der Formtheorie auch das, was man üblicherweise unter Anwendbarkeit einer Theorie versteht. Eine empirische Theorie lässt sich streng genommen gar nicht auf einen Gegenstand anwenden. Sie ist nicht gewiefter als ihr Gegenstand. Sie ist eine Methode, mit der sich in einem möglichst hohen Auflösungsvermögen beobachten lässt, was empirisch oder auch praktisch passiert.³⁰ Wenn man beispielsweise die Form der globalen Finanzkrise Ende 2008 untersucht und es gelingt, sie zu bestimmen (es kann eben auch scheitern), dann ist es in gewisser Weise verfehlt zu fragen, was die Theorie denn daraufhin für Empfehlungen geben kann. Dasselbe gilt für die Untersuchung von Organisationen, ihr Management, ihre Führung und ihre Beratung. Die Soziologie, hier kann man Bruno Latour folgen, kann nur Berichte liefern (vgl. Latour 2007: 211 ff.). Ob andere etwas damit anfangen können – und wenn ja, was – kann man durch die Untersuchung nicht mitbestimmen. Man kann dann wiederum nicht mehr tun als

-
- 29 Genau deshalb plädiert Abbott (1998) auch dafür, Erklärung und Kausalität zu entkoppeln. Erklärungen, so heißt es, dürfen sich nicht auf Gesetzmäßigkeiten konzentrieren, sondern müssen eher darauf abziehen, die interne Entwicklung eines Systems nachvollziehen zu können und die dort vorherrschenden Spielregeln, Grenzen und Möglichkeiten des Handelns sichtbar machen. Dazu müsse man aber anerkennen, dass »bloße« Beschreibungen (siehe dazu auch Latour 2007: 211 ff.) weitaus mehr Potential in dieser Richtung haben als eine Fixierung auf Kausalität – und dass Simulation womöglich der einzige Weg ist, der dorthin führt (Abbott 1998: 120 ff.).
- 30 Die Vorstellung, dass Theorien auch Antworten auf gesellschaftspolitische und organisationale Steuerungs- und Optimierungsfragen geben können, ist mittlerweile fest im *common sense* verankert. Daher röhrt auch der berüchtigte Praxisschock von Absolventen der Betriebswirtschaftslehre: es ist das Scheitern fast aller Kausaltheorien in Bezug auf die im Studium gelernten Vorstellungen von Organisation. So lernt man im Arbeitsalltag dann schnell zwischen *talk*, in dem man insbesondere Rationalität und Kausalität zu pflegen weiß, und *action* zu unterscheiden. Vgl. Brunsson 1985, 1989. Siehe auch Weick 1979.

beobachten, ob der Bericht einen Unterschied macht und wenn ja, in welchen Formen er das tut und wie er genau aufgegriffen wird. Wenn es sich um Auftragsforschung handelt, kommt man ohnehin nicht darum herum, das zu beobachten und dokumentiert es im besten Fall, um daraus Information für den weiteren Forschungsprozess zu generieren.

Empirische Soziologie, das dürfte nun in Ansätzen deutlich geworden sein, ist einfach ein plakativer Kontrapunkt zur Sozialforschung, die man typischerweise mit dem Adjektiv »empirisch« verknüpft und damit immerzu daran zu erinnern versucht, dass die Soziologie ein bloßer Theorielererant ohne eigenen empirischen Zugang ist und deshalb der Sozialforschung bedarf, um komplett zu werden. Die Soziologie hat ihre Theorien jedoch immer so gebaut, dass sie sich als hochauflösende empirische Beobachtungsinstrumente eignen. Eine empirische Soziologie kann von der Sozialforschung profitieren und sich dort Anregungen holen, ist aber nicht auf sie angewiesen. *Sie hat und macht ihre eigene Empirie*, aber es ist eine Empirie, für die Variablen, Korrelationen, Fragebögen und Kausalitäten nicht empfindlich genug sind. Letzteres ist gewiss kein neues Argument, trifft aber trotz allem noch immer einen entscheidenden Punkt.

In diesem Kapitel ging es keineswegs darum, die Sozialforschung einfach zu karikieren. Mein Anliegen ist aber sehr wohl, einen Unterschied wieder sichtbar zu machen, dessen Verschwinden es verhindert hat, bestimmte Problemstellungen zu sehen. Damit lässt sich ferner genauer spezifizieren, wozu ein solches Unternehmen wie die Formtheorie gebraucht wird und wo es anknüpft. Eine auf Kausalität bauende Sozialforschung wird dadurch nicht obsolet, aber es hilft nicht zu leugnen, dass sie eine andersartige Problemstellung pflegt als die Soziologie, die im Gegensatz dazu Verhältnisse der sozialen Konditionierung von Bestimmtheit und Unbestimmtheit untersucht. Dafür muss man sich nicht interessieren, aber man schafft dieses Problem auch nicht aus der Welt, indem man einfach hartnäckig auf Max Webers Definition verweist (die man, wie sich gezeigt hat, ohnehin auch anders lesen kann). Sowohl Soziologie als auch Sozialforschung haben ihre Stärken. Beide werden gebraucht und können eine enge Zusammenarbeit kultivieren – insofern sich eine solche Zusammenarbeit auf ihre *Differenz* gründet.

